

DIE GESTALT DES GOTTESDIENSTES ALS ANTWORT DER GEMEINDE*)

VON JOSEPH SITTLER

I. Überblick über das Problem

Als die Kommission für Glauben und Kirchenverfassung eine Gottesdienst-Kommission einsetzte, geschah dies in Erkenntnis der Tatsache, daß man an den Gottesdiensten der Christen ablesen kann, was sie glauben — und zwar unter Umständen in einer Tiefe und Fülle, die in Glaubenssätzen selten erreicht werden.

Bei den Untersuchungen der Kommission für Glauben und Kirchenverfassung hat es sich schon sehr frühzeitig gezeigt, daß ein äußerer Vergleich von bekenntnismäßigen und anderen Äußerungen der Kirchen nicht ausreicht, um die Gemeinsamkeiten dieser Kirchen oder ihre unterschiedlichen Lehrmeinungen in ihrer vollen Tragweite zu erfassen. Es gibt eine Anbetung des einen Gottes durch das eine Volk Gottes — das ist der Grund, warum eine Gottesdienst-Kommission möglich und notwendig ist; es gibt aber eine wirre und verwirrende Vielfalt von Gottesdienstformen in diesem einen Volk — und das erschwert die Arbeit dieser Kommission.

Was die gegenwärtige Beschaffenheit der Kommission in ihrer nach der Zweiten Vollversammlung des Ökumenischen Rates in Evanston vollzogenen Neugestaltung angeht, so brauchen wir hier nicht weiter auf Einzelheiten einzugehen. Für unseren Zweck genügt es festzuhalten, daß drei Regionalkommissionen in weit auseinanderliegenden und sehr verschiedenartigen Gebieten geschaffen wurden: eine in Europa, eine in Ostasien, eine in Nordamerika. Ein gewisser Gedankenaustausch wird bereits mit der europäischen Kommission gepflegt, und alle Mitglieder unserer Regionalkommission kennen und begrüßen die kraftvolle und ergiebige Arbeit der ostasiatischen Gruppe; dieser Bericht hingegen setzt sich mit Fragen auseinander, die in den beiden unter meinem Vorsitz in Nordamerika abgehaltenen Zusammenkünften aufgebrochen sind. Soweit meine Ausführungen den Charakter eines Berichts tragen, spreche ich für unsere ganze nordamerika-

*) Aus „The Ecumenical Review“, Vol. X, Januar 1958, Nr. 2, S. 140 ff. Prof. Sittler ist Vorsitzender der nordamerikanischen Sektion der Faith and Order-Kommission für Fragen des Gottesdienstes.

nische Kommission; vor allem für den Ausblick am Schluß dieses Berichts bin ich meinen Kollegen in der Kommission verpflichtet, wenn ich auch die Verantwortung dafür ganz allein übernehmen möchte.

Man kann ein Problem nur dann konstruktiv durchdenken, wenn über das Wesen des Problems völlige Klarheit besteht. Auf einmal kann man diese Klärlegung natürlich nicht völlig erreichen; immerhin zeichnen sich gewisse Aspekte ab, und im Vertrauen darauf, daß jeder interessierte Leser erkennt, wovon ich spreche, möchte ich sie aufzeigen.

Auf der zweiten Zusammenkunft unserer Kommission hat Prof. Leonard Trinterud mit charakteristischer Deutlichkeit und Klarheit die Problematik des Ausdrucks „Gottesdienst“ angeschnitten: „Unser Wort ‚Gottesdienst‘ (‚worship‘) läßt Inhalt und Bedeutung dessen, was im Neuen Testament ‚Gottes-Dienst‘ genannt wird — nämlich *leitourgia*, *latría*, *diakonia* und die jeweils damit verbundenen Ausdrücke — gewöhnlich in einem schiefen Licht erscheinen. Im Neuen Testament haben diese Wörter einen sehr bestimmten Bezug auf ‚Gott dienen‘, ‚den Willen Gottes tun‘ in einer sehr vielfältigen Weise, die in den meisten Fällen keine kultische Bedeutung oder Form annimmt und sich in erster Linie auf ein Tun an und unter Menschen und nicht auf ein Tun für Gott in einem heiligen Raum bezieht. Im Neuen Testament finden wir keine *leitourgia*, *latría* oder *diakonia*, die auf ein Gebäude festgelegt wäre oder nur zu bestimmten Zeiten abgehalten werden könnte. Diese Ausdrücke beziehen sich vielmehr auf den ganzen Bereich des Alltagslebens des Christenvolkes.“

Prof. Trinterud betonte ferner: „Das Neue Testament betrachtet Gebet, Danksagung, Brotbrechen nur als ein Teilstück des ‚Gottes-Dienstes‘, und zwar nicht einmal als ein beherrschendes oder zentrales Teilstück. Wirklich zentral und beherrschend im ‚Gottes-Dienst‘ ist im Verständnis des Neuen Testaments die Gegenwart Christi, des Hauptes der Kirche, in dem der Kirche gegebenen Heiligen Geist. Der so gegenwärtige lebendige Christus lenkt, leitet und baut die Kirche, und so ‚dient sie Gott‘. Unsere Gottesdienstvorstellungen wurzeln allzu oft in der Lage des Gottesvolkes vor der Auferstehung und vor Pfingsten. Dort allerdings vollzogen Priester, die diesen Namen im strengen Sinn auch verdienten, in ordnungsgemäß geweihten heiligen Räumen kultische Handlungen, die im Namen des Volkes an Gott gerichtet wurden. Der neue Äon aber kommt, wenn Gottes Verheißung sich erfüllt hat, wenn sein erlösendes Werk in Christus vollzogen ist und wenn der Heilige Geist allen Gläubigen mitgeteilt ist. Gottes Volk steht jetzt auf ganz neue und lebendige Weise in Beziehung zu ihm, was zuvor nur Verheißung war. Umgekehrt ist jetzt auch Gott in seinem Volk gegenwärtig — durch den Heiligen Geist — in einer Weise, die zuvor nur Verheißung war.“

Wir können von Gottesdienst nicht so sprechen, als ob wir noch im alten Äon, jenseits von Pfingsten und der Auferstehung lebten.“

Man kann in vieler Hinsicht anderer Meinung sein als Prof. Trinterud, aber das ändert nichts an der Größe und Bedeutung des so entfaltenen Problems. Der Eindruck auf unsere Kommission genügte jedenfalls, um uns zu folgenden gemeinsamen Feststellungen zu führen:

a) Wir brauchen eine gründliche biblische Untersuchung der Beziehung zwischen dem „Gottes-Dienst“ und dem, was wir im allgemeinen den „öffentlichen Gemeindegottesdienst“ der an einem bestimmten Ort zusammengekommenen Gläubigen nennen. Die gewaltige exegetische Gärung, die durch die hervorragenden und mit vorgefaßten Meinungen radikal aufräumenden biblischen Forschungen der letzten Jahrzehnte hervorgerufen worden ist, macht es völlig unmöglich, aus der neutestamentlichen Gemeinschaft schematisch glatte Vorstellungen vom Gottesdienst abzuleiten. Eine Reihe alter Positionen ist unhaltbar geworden, und ein verwirrender und bestürzender Reichtum des Lebens ist zutage getreten.

b) Es ist völlig klar, daß die Gottesdienst-Kommission und die Kommission „Christus und die Kirche“ in ihrer Arbeit aufs stärkste aufeinander angewiesen sind. In gleicher Weise wie in Lund die Lehre von der Kirche der Christologie untergeordnet worden ist, müßte nach unserer Meinung auch die Untersuchung über den Gottesdienst vom gleichen Zentrum her beleuchtet werden.

Nebenbei darf hier erwähnt werden, was sich als natürliche Folge dieser Überzeugungen ergeben und unser Verständnis von der Aufgabe unserer Kommission geprägt hat. Wenn jemand unter uns an diese Studienarbeit als Liturgiewissenschaftler herangegangen ist oder wenn jemand gemeint haben sollte, daß wir diesen Weg einschlagen müßten, um in unserer Arbeit die größten Fortschritte zu erzielen, dann haben wir derartige Meinungen längst beiseite gelegt. Solche Untersuchungen haben durchaus ihren Platz und erfüllen einen nützlichen Zweck, aber keiner unter uns möchte unseren Auftrag in dieser Richtung verstanden wissen. Beschreibenden und analytischen Untersuchungen der Gottesdienstformen muß ein klares Verständnis von Wesen, Rahmen und Sinn des Gottesdienstes vorausgehen. Gehen solcher Studienarbeit aber liturgische Erwägungen voraus, dann wird dadurch die tiefere Fragestellung entweder übergangen oder zu schnell in starr lehrhafter Ausdrucksweise eingekapselt.

c) Eine Untersuchung des Wesens des christlichen Gottesdienstes muß sich, vor allem in Nordamerika, in einem bereits mit Beschlag belegten Gesprächsraum vollziehen: in sehr vielen unserer Gemeinden hat sich nämlich die Psychologie des Gottesdienstes eingenistet. Dieser seltsame Untermieter hat sich im wesentlichen auf folgende Weise in das Wohnzimmer der kirchlichen Praxis eingedrängt und dort seßhaft gemacht: Daß die Menschen Gott verehren, ist eine Beobachtungstatsache und kann als solche mit psychologischen Methoden untersucht werden. Die Psychologie arbeitet aber nicht von der Hand in den Mund; sie hat entweder offen oder unausgesprochen vorausgesetzte Meinungen über Struktur und Dynamik

der Psyche. Wenn also die Leute im Gottesdienst auf eine oder andere Weise nach einer Beziehung zum Unnennbaren suchen, dann muß man dieses Streben durch bestimmte Mittel fördern, durch andere dagegen hemmen können. Das menschliche Lebewesen wird beeinflusst durch seine Umgebung, durch sein Milieu, durch Symbole, durch das Schweigen, durch das Gewicht von Wort und Antwort, durch die gemeinschaftsbildende Eindringlichkeit feierlicher Musik und dergleichen mehr. So kam es, daß schließlich Gottesdienst-Experten bei uns aufgetaucht sind. Sie alle halten es für selbstverständlich, daß es im Gottesdienst darum gehe, eine gewisse Stimmung zu erzeugen; und wer beim Abhalten des Gottesdienstes die durch die Anwendung psychologischer Kategorien verfügbar gewordenen stimmungsfördernden Kniffe bis in die letzten Feinheiten hinein beherrscht, verdient höchste Anerkennung. Hier liegt die Quelle für jenen trüben Schwall von Ratschlägen, die einem beibringen wollen, wie man das Erkenntnis- und Unterscheidungsvermögen des Verstandes attackiert; wie man die nicht in Worte zu fassenden, aber durchaus real vorhandenen Ängste, die im kollektiven und individuellen Unbewußten umgehen, in Betäubung versetzt, um dann leicht in sie einzudringen; und wie man unter dem eingebildeten Banner des Heiligen Geistes eine Gehirnwäsche abhält.

Zweifellos ist das der Sinn des Gottesdienstes in Tausenden von Gemeinden; ebenso zweifellos weiß die Heilige Schrift aber von derartigen Vorstellungen überhaupt nichts. Wenn wir ermahnt werden, stille zu sein und zu erkennen, daß Gott Gott ist, dann nicht deshalb, weil Stille gut und Rede schlecht wäre, sondern vielmehr deshalb, weil Gott vor dem Menschen da ist und alle Beziehungen zwischen Gott und Mensch nicht in Ordnung sind, solange das nicht gesehen wird.

d) Das dritte Problem, das sich uns in besonderem Maße gestellt hat, ist groß und umfassend, und bevor ich es umschreibe, muß ich erst einen unglücklichen Ausdruck aus dem Weg räumen, der bereits seiner ökumenischen Kanonisierung entgegenzugehen scheint: den „nichttheologischen Faktor“. Das ist nicht nur eine unverständliche, sondern eine ganz offensichtlich unrichtige Bezeichnung. In der menschlichen Existenz gibt es nämlich keine nichttheologischen Faktoren. Wer das nicht einsieht, hat ein falsches Bild von Umfang und Ausrichtung der christlichen Theologie wie von der Wirklichkeit menschlichen Denkens und Fühlens.

Wir können dieses schwierige dritte Problem wohl am besten umschreiben, wenn wir mit einer These einsetzen: Die Sprache ist das hauptsächliche Schöpfungswerk der Kultur und ihr hauptsächlichster Träger, und sie begleitet in genauer Entsprechung den Entwicklungsgang des Menschen. Die Sprache ist ihrem Gefüge, ihrem Umfang und ihrem Gehalt nach ein getreues Abbild des Selbst- und Weltverständnisses eines Volkes. Wenn dieses Weltverständnis eindimensional ist, verliert die Sprache ihren Reichtum. Wird diese Weltanschauung zu einer Ebene ohne Ausdehnung und Tiefe, dann nimmt die Sprache beschreibenden Charakter an und wird dünn.

Es ist nicht Sache dieses Aufsatzes, der Tatsache nachzugehen, warum in unserer Zeit die Sprache flach, unanschaulich und arm geworden ist; beschränken wir uns auf die Feststellung, daß es so ist, und fragen wir, was das für unsere Kirchen bedeutet, die sich um die Wiederbelebung von Gottesdienstformen bemühen, welche dem Gegenstand des Gottesdienstes angemessener sind und die lange Geschichte des Gottesvolkes in seinem gottesdienstlichen Leben stärker widerspiegeln.

Es ist eigenartig, daß dieses außerhalb der Kirchen so weitgehend erkannte und zutiefst als hinderlich empfundene Problem meines Wissens unter uns noch nicht systematisch untersucht worden ist. Das ist tatsächlich sehr merkwürdig; denn je mehr eine Sache mit Geschichte, Vergangenheit, längst vollbrachten Dingen beschwert ist, je mehr eine Kirche sich als „wanderndes Gottesvolk“ versteht — das heißt: einem Rufe folgend, auf dem Wege, von einer grundlegenden Tat her in einer sowohl gegebenen wie ihrer Erfüllung zustrebenden Hoffnung lebend —, je klarer die Kirche das alles begreift, um so bestürzender muß es für sie sein, daß sie einer verflachten und arm gewordenen Sprache ausgeliefert ist. In einem Augenblick, da unsere Christologie reicher, unsere Ekklesiologie organischer, unsere Anthropologie tiefer wird, schrumpft unsere Sprache — das Kulturwerkzeug, ohne welches Bekenntnis, Lob und Auslegung nicht vollzogen werden können — in Anlehnung an einen kleiner gewordenen Bereich des Sinnerfüllten immer mehr zusammen.

Die Würde einer rhythmischen Sprache kennzeichnet eine Kultur, die in lebendiger Weise ihre Vergangenheit in die Erfahrungen der Gegenwart mit hinübernimmt. Rhythmische Sprache ist das äußere und sichtbare Zeichen für Verwurzelung. Jede Gesellschaft hatte ihre eigene Redeweise, mit der sie des Vergangenen gedachte. „Laß uns aufhören zu rechten, spricht der Herr . . . Israel kennt's nicht, und mein Volk vernimmt's nicht . . . Ich bin der Herr, dein Gott, der dich aus der großen und grausamen Wüste geführt hat. . . Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein.“

In der Schrift ist jeder Augenblick geladen mit allen Augenblicken der Vergangenheit; denn der Gott des Augenblicks hat auch die Stetigkeit geschaffen. Die alten Kirchengebete haben dies so gut verstanden und so tief empfunden, daß sie alle miteinander erst einen Anlauf in der ereignisreichen Geschichte des Gottesvolkes nehmen, ehe sie in die Bitte des Augenblicks hineinspringen. „O Gott, der du deiner Gläubigen Herzen durch deinen Heiligen Geist erleuchtet und gelehrt hast: gib uns, daß wir auch durch denselben Geist rechten Verstand haben und zu aller Zeit seines Trostes uns erfreuen. . .“ Das ist hohe Redekunst; denn hier wird das Leben des Augenblicks in der Gnade der Vergangenheit verwurzelt, hier führt der Widerhall zu einer wirklich tiefen Antwort. Es ist ein mit Erwartung gefüllter Augenblick im Leben eines Volkes; denn hier klingen alte und doch immer weitertönende Laute an. Weil dieser Ton so alt ist wie das Gottesvolk, erfüllt er das ganze Herz.

Wie oft habe ich beim Feiern der Liturgie des Heiligen Mahles Erhebung und zugleich Verzweiflung empfunden, wenn es zum Sanktus kam: „Deine Majestät loben die Engel, anbeten die Herrschaften, fürchten die Mächte, die Himmel und aller Himmel Kräfte samt den seligen Seraphim mit einhelligem Jubel preisen. Mit ihnen laß auch unsere Stimmen uns vereinen und anbetend zu dir sprechen: Heilig, heilig, heilig bist du, Herr Gott Zebaoth. . .“ Erhebung empfand ich, weil eine solche Sprache Zeit, Ort und Gemeinschaft des Augenblicks im Rahmen ewigen göttlichen Handelns sieht und heiligt und der Willkürherrschaft des Todes entnimmt; Dylan Thomas hat dies in bewegenden Worten angerührt, wenn er klagt:

„. . . das sinnlos schrille Rad der Zeit
erlaubt nur ein paar Klagelieder. . .“

Zugleich aber empfand ich Verzweiflung, denn der verflachten Sprache unserer Zeit erscheinen Engel und Seraphim als recht lächerliche Symbole — kein durch unser gegenwärtiges Tatsachenverständnis spaltbarer Stoff sozusagen.

Seltsame Dinge geschehen nun allerdings gerade in unserer Zeit im Umgang mit der Sprache. Wenn man etwa ganz und gar verzweifelt ist angesichts der Schwierigkeit, das machtvolle biblische Sinnbild des Feuers zum Leben zu erwecken — zum Beispiel in dem Lied „O komm, du Geist der Wahrheit . . . Gieß aus dein heilig Feuer, rühr Herz und Lippen an“ —, gerade dann gibt der Mensch vermittels der Sprache diesem Sinnbild wieder einen Sinn, einen erahnten Sinn von schrecklicher Gewalt. Der Mensch von 1958 denkt bei dem Wort „Feuer“ nicht an das heilige Feuer der herniederfahrenden und neuschöpfenden Glut Gottes, sondern in erster Linie an ein Ungeheuer in Gestalt eines todbringenden Rauchpilzes. Und aus dieser unvorstellbaren Hölle erahnt der Mensch nun wieder eine unglaubliche Gnade und schreibt in einer Sprache, in der die atomare Vernichtung und der niederfahrende Heilige Geist ungestüm verschmelzen:

Weißglühend, flammend fällt der Schrecken,
den Raum durchbrechend in Gestalt der Taube;
davon die Zungen Botschaft wecken:
Nie fesselt Sünd' euch mehr und falscher Glaube.
Verzweiflung lauert. Ihr müßt recken
die rechte Fackel — dann ist Hoffnung euer,
durch Feuer ganz erlöst zu sein vom Feuer.

Wer aber hat die Qual ersonnen?
Die Liebe. Sie wirkt unerkannt
in jeder Hand, die je gesponnen
das untragbare Flammgewand:
Es bleibt, so wie wir es gewonnen.
In unserm Leben, sei es noch so teuer,
verzehrt uns dieses oder jenes Feuer.

Eine solche Sprache richtet unseren lauen Kleinglauben an die Macht des Heiligen Geistes Gottes; sie macht uns neu darauf aufmerksam, daß die drängende und erfindungsreiche Liebe, die Steine zum Schreien bringen kann, auch eine positivistische Sprache zu durchdringen und aus ihrer Platitude auch bald eine Art „negatives“ Lob herauszupressen vermag.

Es ist also durchaus angebracht, daß wir bei unserer Beschäftigung mit dem Thema „Gottesdienst“ uns befragen, was diese Umwälzung im Bereich der Sprache für die öffentlichen Gottesdienste unserer Kirchen bedeutet und ob uns nicht vielleicht heute die Aufgabe gestellt ist, in Gehorsam und Lobpreis neue Aussageformen zu finden, um die alten Tatsachen und Begegnungen klar verständlich darzulegen. Es könnte gut sein, daß wir am Anfang einer Epoche im Leben der Kirche stehen, in der der menschliche Geist aufgerüttelt werden muß, um zu erahnen, daß Gottes fleischgewordenes Handeln von Sinn, Verheißung und Gericht erfüllt ist und daß dadurch die verschwommene Unrast des Menschen geheilt werden kann.

II. Ein Beitrag zur Lösung

Es hat noch nie eine Kirche gegeben, die keinen Wert darauf gelegt hätte, in Glaube und Kirchenverfassung in der Linie der apostolischen Überlieferung zu stehen. Manche Kirchen haben das in ihren Bekenntnissen oder anderen grundlegenden Schriften ausdrücklich erklärt; andere haben ihr Leben entfaltet, aber wenn sie auch bekenntnisartige Aussagen vermieden haben, so haben sie doch stets behauptet, diese Überlieferung in Lehre, Verfassung und Frömmigkeit hochzuhalten.

Diese Tatsache öffnet uns einen doppelten Zugang zur konstruktiven Seite unserer Aufgabe. Man kann auf der einen Seite an sie herangehen, indem man mit aller Kraft eine immer neue Begegnung mit dem tatsächlichen Inhalt der apostolischen Überlieferung sucht und die Gottesdienste in unseren Kirchen nach ihrer Übereinstimmung mit Verkündigung, Verheißung und Forderung dieser Überlieferung beurteilt. Das soll natürlich nicht heißen, daß es in der apostolischen Überlieferung klare und bestimmte Anweisungen hinsichtlich Form und Inhalt des Gottesdienstes geben müsse; es geht vielmehr darum, daß Gottesdienstformen, welche die befreiende Botschaft von Gottes Handeln in Christus außer acht lassen oder verzerren, von diesem zentralen Handeln her korrigiert werden müssen.

Die andere Möglichkeit besteht darin, die in den verschiedenen Kirchen vorfindlichen Erscheinungsformen zu untersuchen; hinter die Schwerpunkte und Auswahlprinzipien zu blicken, die diese Formen ja alle irgendwie geprägt haben; über die Kulturablagerungen in Gestalt von Sprache, Musik, Gebärden hinauszugelangen, die ihnen allen anhaften; und dann zu fragen, ob die Antwort des Gottesvolkes morphologisch erfaßt werden kann.

Auf den folgenden Seiten werden beide Wege begangen, versuchsweise und in aller Kürze. Ich habe die Hoffnung, daß unter uns, wenn wir in diese Dinge eindringen, hinsichtlich des Gottesdienstes eine Denkweise aufbricht, die uns aus unserer bequemen Gefangenschaft in unseren Sonderüberlieferungen befreien könnte. Wir fragen mit anderen Worten, ob es in dem gesamten Ablauf des Gottesdienstlebens des gläubigen, antwortenden Gottesvolkes eine Einheit gibt, woher dann diese Einheit kommt und was ihr Wesensgehalt ist.

Die ältesten christlichen Gemeinden, zu deren Leben wir literarischen Zugang haben, haben an eine derartige Einheit geglaubt. Dieser Konsensus hinsichtlich der apostolischen Überlieferung ist besonders erstaunlich angesichts der umfangreichen und ins einzelne gehenden neutestamentlichen Untersuchungen, welche die reiche und zuweilen verwirrende Vielfalt, aus der die Stimme dieses Konsensus spricht, herausgearbeitet haben. Noch ehe die Evangelien in ihrer jetzigen Form existierten, ging die Kirche bereits daran, ihrem Glauben an das, was Gott in Christus vollbracht hatte, nach Form und Inhalt allgemein Ausdruck zu verleihen; dieses Handeln Gottes hatte sie ja ins Leben gerufen, ihr Leben ermöglicht und erhalten und sie mit Aufgaben wie auch mit Kraft ausgerüstet. Gott, so hieß es, hatte sich in persönlichem, fleischgewordenem Handeln mit der ausgeweglosen Gottesferne und Gefangenschaft des Menschen befaßt, hatte in Jesus Christus das gesamte Leben Adams — der von ihm geschaffenen, aber dann von ihm abgefallenen Menschheitsfamilie — nachvollzogen, hatte sich in jede Tragödie, jede Begrenztheit, jede Verlassenheit, ja selbst in den Tod des Menschen hineinbegeben. Diese von Gott ausgehende, von außen her erfolgende Durchdringung des menschlichen Lebens ist der Kern jener Berichte, die wir die vier Evangelien nennen. Zwar hat jedes sein eigenes Gepräge, hat Quellen, die den übrigen unbekannt sind oder von ihnen nicht benutzt werden; jedes ist ferner nach Betonung und Verwendung der Stoffe von Umständen mitbestimmt, die uns in gewissem Umfang bekannt sind.

Aber die Morphologie des göttlichen Handelns in Christus ist bei allen gleich. Sie hat die Form einer umgekehrten Parabel. Ausgangspunkt ist die Erscheinung des Einen, der erklärte, er sei gekommen, um die Königsherrschaft Gottes so zu verkündigen und einzuleiten, daß die Hoffnungen des Gottesvolkes in die Tat umgesetzt würden, daß die befreiende Verheißung und Vollmacht Gottes wirksam würden und daß durch sein Leben, sein Lehren und sein Tun der Mensch in ein neues Verhältnis zu Gott und zu seinem Nächsten kommen würde. Dieses gelebte Handeln hatte die Form einer abfallenden Kurve, die in jede gebrochene Gottesbeziehung eindrang, durch sie hindurchging und unter ihr weiterlief, bis sie sich an ihrem Tiefpunkt, am Karfreitag, scheinbar auflöste.

Die Evangelien sind aber nun Auferstehungsdokumente. Sie erklären, daß der lebendige Gott sich in seinem Vorhaben nicht durch den Ansturm des Todes auf-

halten lasse, sondern vielmehr sein Handeln durchsetzen werde. Sein Wort, Jesus Christus, besiegt den Tod, lebt und herrscht, ist der zweite Adam, das Haupt eines neuen Leibes — der Kirche. Das alte Glaubensbekenntnis der Kirche folgt in episodischer Form dem genauen Muster dieser Parabel der göttlichen Gnade: geboren, gelitten, gestorben, auferstanden, aufgefahren, herrscht mit dem Vater.

Diese Aussage ist der Kern der apostolischen Überlieferung. Wir begegnen ihr wiederholt in der Apostelgeschichte und in der Briefsammlung, die uns in den paulinischen Episteln vorliegt. Erhellend und eindrucklich ist vor allem die Art, wie Paulus im Streit der Meinungen sich immer wieder auf diese apostolische Überlieferung beruft. In einer solchen Lage greift der Apostel gleichsam hinter sich und hinter seine Hörer zurück, bis er den festen Grund gefunden hat, der für ihn und für sie verbindlich ist — und schreitet dann auf den strittigen Punkt wie von einem sicheren Brückenkopf aus zu. Daß diese Augenblicke mitten im Handgemeinge seines Hirtenlebens und in der Regel nicht als wohlberechnende Glieder in einer Beweiskette erscheinen, macht sie nur noch überraschender. Paulus hat offensichtlich seine Worte an die Philipper nicht absichtlich so angeordnet, daß sie zu den großen Worten im 2. Kapitel, Vers 5—11 hinführen. Er bittet diese Gemeinde nur, „eines Sinnes“ zu sein in der „Gemeinschaft des Geistes“. Zu dieser Gemeinschaft gehört „Demut“. Und woher kommt all dies? Wo kann man es wahrnehmen, woher empfangen? Die durch seine eigenen Überlegungen wachgerufenen Fragen führen den Apostel schließlich zu dem Punkt, wo er nicht anders kann, als das gegenwärtige Leben der Gemeinde zu Philippi in die umfassende Tat Gottes in Jesus Christus zu versenken. So offenbart also der alles formende apostolische Kerngedanke fast zufällig seine gewaltige Formkraft hinter einer gelegentlichen seelsorgerlichen Botschaft. Dieser Abschnitt bietet nicht Christologie um der Christologie willen; hier ist die Christologie vielmehr für die Ethik da. Um so überzeugender wirkt sie deshalb freilich auch.

Im Römerbrief sieht sich Paulus vor die Notwendigkeit gestellt, sich mit einem leichtfertigen, ja fast blasphemischen „non sequitur“ auseinanderzusetzen — eine dem Prediger und Lehrer von heute nicht unbekannt Lage. Wenn die Gnade viel mächtiger ist, wo die Sünde mächtig geworden ist, dann befindet man sich anscheinend in der erstaunlichen Lage, von einem Kuchen zu essen, der sich nicht verzehrt! Gegen ein solch völliges Unverständnis gegenüber seiner Botschaft fährt Paulus das schwere Geschütz der apostolischen Überlieferung auf. Die Tat Gottes, so erklärt er, erzeugt von ihrer ganzen Form her ein einheitliches Leben des Menschen, das mit sich selbst in organischer Übereinstimmung steht; Christ sein heißt, sich sein Leben in seiner Form bestimmen zu lassen durch das Ausmaß dessen, was Gott getan hat. Was an Christus geschehen ist, gibt deshalb nach Paulus unserem Leben das gottgeschenkte, erlösende Gepräge. „Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in Jesum Christum getauft sind, die sind in seinen Tod

getauft? So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.“

Wie nun die Morphologie der Gnade in Christi Leben, Tod, Auferstehung und Erhöhung dem Gläubigen ihre eigene Form schöpferisch mitteilt, so kann die Feier dieses neuen In-Christo-Seins durch seinen Leib, die Kirche, nicht zutreffender benannt werden als mit „Gottesdienst“. Eine derartige Feier umschließt kraft ihres Ausmaßes all das, was das Neue Testament mit *leitourgia*, *latría* und *diakonia* (Gottes-Dienst) meint, und ist doch im einzelnen konkret genug, um im liturgischen Leben der zum öffentlichen Gottesdienst versammelten Gemeinde in Worte gefaßt zu werden. Jede weniger reichhaltige Wesensbestimmung des Gottesdienstes fällt unter das Gericht einer mahnenden Warnung wie der des Apostels Paulus im 12. Kapitel des Römerbriefes: „Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebenet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst.“

Wenn wir so die einfachen Grundzüge der apostolischen Botschaft feststellen und gleichzeitig erkennen, wie durch die Kraft des Heiligen Geistes diese Form im menschlichen Verhalten neu Gestalt gewonnen und ein christliches Leben im individuellen Bereich wie in der Gemeinschaft der Gemeinde begründet hat — können wir dann nicht auch vielleicht eine Grundform für den christlichen Gottesdienst finden? Ist uns hier nicht nach Inhalt und Form eine Antwort geschenkt, die sich uns allen aufdrängt und uns alle zum Aufmerken, Aufnehmen und Feiern ruft? Wenn das zutrifft, dann ist uns ein Ausgangspunkt gegeben, von dem aus wir — aus unseren einzelnen Kirchen heraus — danach fragen können, was für den Inhalt des allgemeinchristlichen Gottesdienstes konstitutiv und angemessen ist.

Jede Gottesdiensttradition in der Christenheit bekennt sich zum Evangelium als diesem gegebenen Wesensinhalt, unter dem sie steht. Das ist ganz offensichtlich so bei den Kirchen, die jahrhundertealte liturgische Formen hochhalten; in verhüllter Form finden wir es bei den Kirchen, deren öffentliche Gottesdienste ihre Form von Fall zu Fall erhalten und so frei sind, daß „Tradition“ geradezu ein Fremdwort ist. Die Anweisung der in „Glauben und Kirchenverfassung“ vertretenen Kirchen, eine Reihe von Jahren hindurch die Frage des Gottesdienstes in Gestalt einer Studienarbeit zu untersuchen, ist ein Beweis für die Erkenntnis, daß es im christlichen Gottesdienst bereits bestimmte *G e g e b e n h e i t e n* gibt und daß die weitverbreitete Unsitte, den Gottesdienst als „Trick-Arsenal“ für die Erzeugung religiöser Gefühle zu benützen, eine Verarmung bedeutet — mehr noch: ein Versagen, einen glatten Ungehorsam, der sich hinter der Maske des Individualismus, der Spontaneität, der Freiheit verbirgt.

Wenn wir also nun von der apostolischen Überlieferung ausgehen und uns dem gewaltigen Spektrum gottesdienstlicher Formen unter den Kirchen nähern — von nicht-liturgischen Kirchen bis hin zu den Orthodoxen Kirchen des Ostens —, dann finden wir bei allen ein Bekenntnis zu den folgenden fünf Grundelementen des öffentlichen Gottesdienstes: Gedächtnis, Danksagung, Teilhaben, Verkündigung, Erwartung.

Gedächtnis. Eine zum öffentlichen Gottesdienst versammelte Gemeinde von Gläubigen weiß, daß sie nicht erst in diesem Augenblick entstanden ist; sie weiß, daß sie nicht allein dasteht; sie weiß, daß das, was geschieht, deshalb geschieht, weil etwas von Gottes Seite aus geschehen ist. Was verkündigt wird, steht in ununterbrochenem Zusammenhang mit dem, was seit der Auferstehung immer schon verkündigt worden ist. Und deshalb enthalten alle Bestandteile öffentlichen Gottesdienstes, ob in liturgisch geformter oder in formloser Weise, machtvolle Gedächtnisstücke. Mächtige Taten sind geschehen, eine ungeheure Befreiung hat sich vollzogen, ein Ereignis namens Jesus Christus hat stattgefunden, findet statt und findet hier statt, und alles, was geschieht, hat dies zur Voraussetzung, „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. . . Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. . . Nachdem vorzeiten Gott manchmal und mancherleiweise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet in seiner Liebe. . . Aber in dem allen überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebt hat. . .“

Die gottesdienstliche Feier beginnt mit einem Gedächtnis.

Gedächtnis erzeugt **Danksagung.** Die gottesdienstlichen Gedächtnisstücke enthalten nicht eine Ansammlung von Episoden, die sich gleichsam geistlich über das Gefüge der Menschheitsgeschichte erheben, wenn sie auch wesensmäßig mit ihr verbunden blieben. Diese Taten, deren da gedacht wird — Taten der Schöpfung, der Behütung, der Befreiung, der Erneuerung —, sind vielmehr der lautgewordene Ausdruck des Glaubens, der innerhalb des Geschichtsgefüges der endlichen Erlösung des Menschen ansichtig wird. Der Auszug aus Ägypten ist ein Geschehnis — und zugleich ein Sinnbild mit innewohnender Kraft; die Fleischwerdung ist ein Geschehnis — und zugleich das radikale Erbarmen Gottes, womit er in dem durch Sünde und Tod beherrschten Hause menschlicher Existenz das getan hat und noch tut, was getan werden mußte. Obwohl also feststeht, daß „sie wußten, daß ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott, noch ihm gedankt“, so gilt dennoch: „Da die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlöste, daß wir die Kindschaft empfangen.“ Deshalb: „Gott sei Dank für seine unaussprechliche Gabe!“ „Und alle Engel standen um den Stuhl und fielen auf ihr Angesicht und beteten Gott an und sprachen: Amen, Lob und Ehre und Weisheit

und Dank und Preis und Kraft und Stärke sei unserm Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.“

Das dankbare Gedächtnis der Kirche an Gottes Erlösungstat ist gleichzeitig ein Teilhaben, Hören, Bußetun, Annahme der Gnadenbotschaft und Sündenvergebung: all dies ist Gottes Werk, wodurch der Mensch nichts Geringeres als ein „Neusein in Christus“ empfängt. Reich und vielfältig sind die neutestamentlichen Bilder, in denen dieses Neusein verheißen und als Geschenk des Glaubens gefeiert wird. Die Menschen stehen vor Christus, der sie anblickt, und unter Christus, der sie richtet, für oder gegen Christus, der sie anredet. Aber Schwerpunkt und Ziel dieser heiligen Begegnung ist es, daß sie Menschen in Christus werden! Wo das Neue Testament von der Fülle der Christusbezogenheit spricht, beherrschen Ausdrücke des Teilhabens das Bild. „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“ „Ist jemand in Christo, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen.“ „Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir . . . Was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich durch den Sohn Gottes, der mich geliebt hat . . .“ „Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christo in Gott.“

Der christliche Gottesdienst ist Verkündigung. Was verkündigt wird, wesensgedacht wird, was die Gemeinde mit Danksagung als Gottes seligmachende und gegenwärtige Kraft bekennt und was in der Gliedschaft am Haupt der Kirche angeboten und empfangen wird: all dies ist sich im innersten gleich. Der Gottesdienst enthält nicht nur die Verkündigung des Heilsevangeliums — er ist Verkündigung. Jeder öffentliche Gottesdienst ist eine Fahne des Lebens, die mitten unter den Bannern der Sterblichkeit aufgezogen ist. Jede Versammlung von Gläubigen im Namen Christi ist eine Verkündigung des Regnum Dei durch befreite und nun im Regnum Christi lebende Untertanen und Kinder. Die Feier des Herrenmahls ist nun allerdings Gedächtnis, Eucharistie, Siegel der Sündenvergebung und geschenktes und weiterwachsendes Leben im Herrn des Festes. Aber sie ist noch mehr. Sie ist eine scharfe Waffe: so war sie ganz unmittelbar da in den kampfbereiten „kleinen Herden“ des ersten Jahrhunderts, und so wird sie in unseren Tagen in einem Leben der Erschütterung und der Abgeschlossenheit — in Zellen, in Trümmern, hinter Stacheldraht und hinter allen Vorhängen — von Millionen wieder neu erlebt. Sie ist die Verkündigung von einer eingepflanzten Gliedschaft an einem Reich, das nicht der Geschichte entstammt und deshalb den dämonischen Herrschaftsgewalten der Geschichte auch nicht ausgeliefert ist. Der ernst-ehrwürdige Kelch ist in unseren Tagen wiederum zu einem trutzig aufgerichteten Zeichen geworden, zu einem „Gegenstand“, voll schrecklicher Freude für den Gläubigen. „So oft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket, sollt ihr des Herrn Tod verkündigen, bis daß er kommt.“

Aber all dies — Gedächtnis, Danksagung, Teilhaben und Verkündigung — ist Gottesdienst (oder eigentlich Gottes-Dienst) mitten auf dem Schauplatz dieser

leibhaftigen Welt, eine Antwort des w a n d e r n d e n Gottesvolkes; und deshalb ist der christliche Gottesdienst immer auch E r w a r t u n g. Diese Erwartung ist nicht etwa ein Teilstück innerhalb eines reichhaltigeren Zusammenhangs, sie zieht sich vielmehr als Grundstimmung durch das gesamte Gottesdienstleben der Christenheit. Hätte ich die unermessliche Gabe nicht g e s c h e n k t bekommen, so wäre ich ohne jede Erwartung; würde sich diese Gabe innerhalb der Gegebenheiten menschlichen Seins vollenden, so wäre mir gleichfalls keine Erwartung möglich.

Das letzte Wort des Neuen Testaments ist eine dramatische Verdichtung dieses „Noch nicht — und doch schon gegenwärtig.“ Die Apokalypse des Johannes schließt mit den Worten: „Amen, ja komm, Herr Jesu!“ Das „Amen“ neigt sich rückwärts, hin auf die mächtigen Heilstaten Gottes, und bekräftigt, daß Gott die Kirche, den Leib Christi, gegen die Mächte der Hölle in seiner Hand hält. Das „Komm, Herr Jesu“ neigt sich vorwärts, hin auf die Vollendung der „Fülle des, der alles in allen erfüllt“.

Das Christenleben ist straff eingespannt zwischen dem „Amen“ und dem „Komm!“ Dieses Eingespanntsein bringt sein eigenes Leiden und sein eigenes Warten mit sich, aber auch seinen besonderen Dienst für die Welt. Und soweit der christliche Gottesdienst im Lauf der Geschichte die seltsame Begleitmusik zu so vielen dieser eingespannten und dennoch fröhlichen Menschenleben gewesen ist, kann eine tiefgreifende Untersuchung des Gottesdienstes ein ständiger Hinweis auf das Wesen der von uns erstrebten Einheit sein.

BESTEHT HOFFNUNG AUF ÜBERWINDUNG DER GLAUBENSSPALTUNG?

Zum Gespräch zwischen Rom und der ökumenischen Bewegung

VON THOMAS SARTORY O.S.B.

Es kann wohl nicht in Abrede gestellt werden, daß durch die ökumenische Bewegung das Verhältnis zwischen den Konfessionen ein anderes geworden ist. Dies gilt sicherlich auch für das Verhältnis zwischen der katholischen Kirche und den ökumenischen Christen. Allein schon die Tatsache, daß wir heute von ökumenischen Christen sprechen können, beweist, daß sich den getrennten Christen neue Möglichkeiten einer Begegnung eröffnet haben. Man hört heute vielfach von ökumenischer Seite den Einwand, die katholische Kirche verschließe sich dieser